



Handbuch Friedenspsychologie

Christopher Cohrs, Nadine Knab & Gert Sommer (Hrsg.)

Tekath & Bonacker: Konzepte der Gewalt: Ein Überblick

Christopher Cohrs • Nadine Knab • Gert Sommer (Hrsg.)

Handbuch Friedenspsychologie

ISBN 978-3-8185-0565-3

DOI: <https://doi.org/10.17192/es2022.0023>

Lektorat und Formatierung: Michaela Bölinger und Katherina Hildebrand

Titelbild und Kapitelgestaltung: Nadine Knab

Umschlagbild: Hoffnung (Esperanza). Frieden, Dankbarkeit, Kreativität und Widerstandfähigkeit sind die Symbole und Elemente, die in diesem Kunstwerk in Einklang gebracht werden. Es ist als Großformat in der Gemeinde 13 in Medellín, Kolumbien, Teil der Graffiti-Tour. Das Kunstwerk vermittelt eine wichtige Botschaft der Hoffnung sowohl an die lokale Gemeinde als auch an ausländische Besucher/innen.

@medapolo.trece @fateone96 @radycalshoes @pemberproducciones

<https://handbuch-friedenspsychologie.de>

Website-Gestaltung: Tamino Konur

Forum Friedenspsychologie

<https://www.friedenspsychologie.de>



This work is licensed under a [Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 International License](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/).

Für illegale, fehlerhafte oder unvollständige Inhalte und insbesondere für Schäden, die aus der Nutzung oder Nichtnutzung von weiterführenden Links entstehen, übernehmen die Herausgeber*innen keine Haftung.

Konzepte der Gewalt: Ein Überblick

Miriam Tekath & Thorsten Bonacker

Zusammenfassung

Um die diversen Ausdrucksformen von und die damit einhergehende vielfältige wissenschaftliche Beschäftigung mit Gewalt zu verstehen, unterscheidet dieser Beitrag zwischen fünf zentralen Diskussions- und Analysedimensionen: Neben einer Abhandlung der Formen und Spezifika direkter, physischer Gewalt werden die Konzepte der strukturellen, kulturellen und symbolischen Gewalt diskutiert. Entgegen dieser Unterscheidung zwischen beobachtbaren Gewalthandlungen und gewaltvollen Makro-Strukturen zielen weitere Ansätze darauf ab, Gewaltphänomene gerade durch das Zusammenbringen von Mikro- und Makro-Ebenen zu verstehen. Dabei lassen sich instrumentalistische Ansätze, welche Gewalt durch rationale Logiken erklären, von situationistischen Ansätzen, welche die Entstehung von Gewaltdynamiken aus der emotionalen Einordnung sozialer Situationen heraus betrachten, unterscheiden. Ansätze, die Gewalt hingegen aus der Dynamik eskalierender Kommunikationsprozesse heraus erklären, stellen schließlich die fünfte Analysedimension dar. Eskalierende Kommunikationsdynamiken können systemtheoretisch unterschiedlichen Organisationslogiken inhärent sein oder aus der Sequenzialität verschiedener Ereignisse entstehen. Über diese unterschiedlichen Auffassungen und Ansätze hinaus wird der Forschungsgegenstand vor dem Hintergrund gesellschaftskritischer Auseinandersetzungen mit Gewaltphänomenen eingeordnet: So werden neben der Einbettung von Gewalt in normative Vorstellungen von Zivilisation und Moderne auch Verfahren der Bearbeitung von Gewaltkonflikten sowie Konzeptionen der Gewaltfreiheit aufgegriffen.

Schlüsselwörter: Gewalt, direkte Gewalt, strukturelle Gewalt, kulturelle Gewalt, symbolische Gewalt, Galtung, Moderne, soziale Ordnung, Eskalation, Situation

Abstract

In order to understand the multiple manifestations and scientific discussions of violence, we distinguish in this contribution between five essential dimensions of analysis: In addition to the discussion of different forms and particularities of direct, physical violence, we will elaborate on the concepts of structural, cultural and symbolic violence. In contrast to these conceptualizations differentiating between visible acts of violence and violent macrostructures, further approaches try to overcome this distinction between micro- and macrolevels in order to understand the phenomenon of violence. In this regard, we distinguish between instrumental approaches, which explain violence on the basis of rational logics, and situational approaches, focusing on the emotional evaluation of social situations leading to dynamics of

violence. The fifth dimension of analysis encompasses approaches, which try to understand the emergence of violence out of escalating processes of communication, inherent to specific logics of different social systems, or out of the sequence of specific events. Beyond these different conceptualizations and dimensions of analysis, we will discuss the social phenomenon of violence with regard to critical approaches: Besides the contextualization of its embeddedness in normative ideas of civilization and modernity we will therefore relate violence to processes of conflict resolution and transformation as well as the concept of non-violence.

Keywords: violence, direct violence, structural violence, cultural violence, symbolic violence, Galtung, modernity, social order, escalation, situation

Einleitung

Das soziale Phänomen der Gewalt ist allgegenwärtig, die wissenschaftliche Beschäftigung mit Gewalt jedoch relativ jung. Obwohl bereits unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg die Ursachen von Massengewalt in den Blick sozialwissenschaftlicher und sozialpsychologischer Forschung gerieten – nicht zuletzt verbunden mit dem Ziel der Verhinderung zukünftiger Kriege – führte die Gewaltforschung lange Zeit eher ein Schattendasein (Bonacker & Imbusch, 2010, S. 86; Koloma Beck, 2019; Meyer, 2011, S. 39). Ein Grund dafür bestand in dem auch von der Wissenschaft zeitweilig geteilten Glauben an die „gewaltfreie Moderne“ (Joas, 1994). Reemtsma (2008, S. 48) zufolge sind drei „Coping-Strategien“ dafür verantwortlich, dass das Eingeständnis einer gewaltvollen Moderne trotz ihrer unleugbaren Empirie so lange vermieden werden konnte: die Strategie der Temporalisierung rechtfertigte Gewaltanwendungen damit, dass diese zeitweise noch notwendig seien, um rechtliche Ordnungsstrukturen durchzusetzen und Gewalteskalationen präventiv zu verhindern, bis das Zivilisationsideal der Moderne erreicht sei. Damit ging die Strategie der Spatialisierung von Gewalt einher, welche zugleich Gewaltanwendungen in spezifischen räumlichen Kontexten legitimierte, um die in diesen Orten vorherrschenden unzivilisierten Gewaltphänomene einzudämmen. Die dritte Strategie der Verrätselung bezieht sich auf die Tendenz, Gewalt als ein pathologisches Verhaltensmuster zu deuten, bzw. die Verwunderung darüber auszudrücken, dass Gewalt auch ganz „banal“ (Arendt, 2017) von ordinären Menschen verübt wird (Reemtsma, 2008, S. 46-48).

Trotz dieser Legitimierungs-, bzw. Verschleierungsstrategien wich die Schimäre einer gewaltfreien Moderne der Erkenntnis eines unmittelbaren Zusammenhangs von Moderne und Gewalt (Imbusch, 2005). So hat etwa Bauman (1989, 1995) in seinen Arbeiten zeigen können, dass moderne politische Ordnungsvorstellungen und ihre staatlichen Umsetzungen oftmals Massengewalt nach sich gezogen haben – nicht zuletzt gegenüber denjenigen Gruppen, die sich einer binären Einordnung als Freund oder Feind entzogen.

Diese Einsicht in die spezifische Gewalthaltigkeit moderner Gesellschaften führte in den 1990er Jahren zu einem gestiegenen Forschungsinteresse an dem Phänomen kollektiver und organisierter, aber auch individuell ausgeübter Gewalt. In diesem Zuge etablierten die

sogenannten „Innovateure“ (Nedelmann, 1997) der Gewaltforschung einen stärker phänomenologischen Zugang zur Erforschung von Gewalt und wendeten sich dem eigentlichen Gewaltgeschehen und seiner sozialen Dynamik zu. Während lange Zeit eine makroanalytische Perspektive auf Gewalt dominierte, rückten nun – und verstärkt noch einmal in den letzten Jahren – Perspektiven einer Mikroanalyse von Gewalt und damit die Frage in den Vordergrund, was passiert, wenn Menschen sich Gewalt antun oder Gewalt erleiden (Hoebel & Knöbl, 2019, S. 19). In jüngerer Zeit wird versucht, diesen Gegensatz von Makro- und Mikroperspektive in der Gewaltforschung durch prozesssoziologische Zugänge zu überwinden.

Neben der Unterscheidung von makro- und mikroanalytischen Zugängen geben weitere Themen Anlass zu Debatten in der sozialwissenschaftlichen Gewaltforschung: erstens die bis heute andauernde Kontroverse zwischen Positionen, die einen engen oder einen weiten Gewaltbegriff bevorzugen; zweitens die Frage nach der sozialen Konstruktion von Gewalt. Während beim engen Gewaltbegriff der physische Aspekt der körperlichen Verletzung im Mittelpunkt der Definition von Gewalt steht, werben Vertreter*innen eines weiten Gewaltbegriffs dafür, Gewalt als etwas zu verstehen, das in gesellschaftlichen Institutionen und Strukturen verankert sein kann. Letzteres führt aus der Sicht derjenigen, die eine enge Gewaltdefinition bevorzugen, zu Problemen der Operationalisierung von Gewalt, während umgekehrt ein enger Gewaltbegriff dafür kritisiert wird, dass er strukturelle Aspekte der Gewaltlosigkeit von Gesellschaften außer Acht lässt. Zuletzt wurde dieser Kritik noch hinzugefügt, dass auch wissenschaftliches Wissen selbst gewaltsamen gesellschaftlichen Verhältnissen Vorschub leisten kann (Brunner, 2020). Neben dieser Kontroverse finden sich auch unterschiedliche Positionen zu der Frage, inwiefern Gewalt eine unmittelbar sichtbare soziale Tatsache ist, oder ob demgegenüber nicht der soziale Konstruktionscharakter überwiegt. Für Letzteres spricht, dass sich die Zuschreibung einer Handlung als gewalttätig an gesellschaftlichen Wertvorstellungen über die Legitimität von Gewalt orientiert (Bonacker, 2002). Gewaltverständnisse und Aufmerksamkeiten für bestimmte Gewaltformen sind historisch variabel und hängen nicht selten davon ab, ob es Gruppen oder sozialen Bewegungen wie der Frauen- oder der Black Live Matters-Bewegung gelingt, bislang entweder unsichtbare, politisch ignorierte oder mehrgenerationelle Gewalterfahrungen zum Gegenstand öffentlicher Debatten werden zu lassen (Goltermann, 2020).

Diese Kontroversen sind mit unterschiedlichen Konzepten der sozialwissenschaftlichen Gewaltforschung verbunden, die zum Teil aus der Kritik an bestehenden Erklärungsansätzen hervorgegangen sind. Im Folgenden werden diese zentralen Konzepte vorgestellt, die zugleich unterschiedliche Dimensionen von Gewalt beleuchten. Abschließend wird ein Ausblick auf die Bedeutung der sozialwissenschaftlichen Gewaltforschung für eine friedenspsychologische Perspektive auf Gewaltfreiheit und konstruktive Konfliktbearbeitung gegeben.

Direkte Gewalt

Gewalt ist – auch im Alltagsverständnis – zunächst einmal ein physischer Akt, der auf die körperliche – oder auch psychische – Verletzung anderer zielt. Er kann von Individuen ausge-

hen, aber auch von Gruppen oder Kollektiven. Vieles spricht dafür, auch die glaubhafte Androhung von Gewalt als eine Form *direkter* Gewalt zu begreifen, weil auch die Drohung selbst bereits auf die Schädigung anderer abzielt.

Gruppengewalt lässt sich von interindividueller Gewalt dadurch unterscheiden, dass Individuen als Mitglieder von Gruppen handeln oder adressiert werden. In solchen Fällen werden – reale oder empfundene, selbst- oder fremdzugeschriebene – Gruppenmitgliedschaften salient. Die Gewalt richtet sich dann nicht einfach nur gegen ein anderes Individuum, sondern gegen das Individuum, das für eine Gruppe steht (Levine & Hogg, 2010). Gruppengewalt lässt sich wiederum danach unterscheiden, ob die Gewalt innerhalb einer Gruppe zwischen Mitgliedern als Intragruppengewalt ausgetragen wird oder ob sie im Rahmen von Auseinandersetzungen zwischen Gruppen als Intergruppengewalt entsteht.

Intragruppengewalt steht oftmals im Zusammenhang mit dem damit verbundenen Kampf um soziale Positionen innerhalb einer Gruppe. Solche Konflikte können auch die Grundlage für Intergruppengewalt bilden, wenn zum Beispiel im Wettbewerb um knappe Güter und unter Bedingungen eines Nullsummenspiels Mitglieder anderer Gruppen durch Gewalt an der Zielerreichung gehindert werden sollen. Ein zweiter wichtiger Aspekt von Intergruppengewalt sind asymmetrische Identitätskonstruktionen, bei denen In- und Outgroups gegeneinander auf- bzw. abgewertet werden. Die Abwertung anderer Gruppen bis hin zur Aberkennung des Existenzrechts bildet oftmals eine wichtige Voraussetzung für Intergruppengewalt, die wie bei Genoziden oder ethnischen Säuberungen in Massengewalt münden kann (Staub, 1992). Intergruppengewalt kann allerdings in bestimmten Konfliktkonstellationen auch beidseitig sein, etwa bei der Auseinandersetzung zwischen rivalisierenden – in der Regel männlichen – Anhänger*innen von Fußballvereinen. Ähnlich wurden früher Kriege zwischen symmetrischen Gefechtsformationen auf einem zumindest anfänglich klar umrissenen Schlachtfeld ausgetragen. Einseitiger extremer Intergruppengewalt geht in der Regel ein Konfliktgeschehen voraus, an dem zwei oder mehrere Gruppen beteiligt sind, allerdings nicht zwingend diejenigen, die Opfer von Gewalthandlungen werden. So entstehen Genozide häufig im Verlauf von gewaltsam ausgetragenen Konflikten um politische Macht (Kiernan, 2009).

Fortgesetzte Intergruppengewalt erhöht die Zahl der davon direkt oder indirekt Betroffenen. Sie kann spontan entstehen, etwa, weil sich eine besondere Gelegenheit zur Anwendung von Gewalt ergibt, oder organisiert sein. Der Organisationsgrad steigt, wenn staatliche Akteure an der Gewalt beteiligt sind, denn Staaten verfügen über einen eigenen Gewaltapparat, der es ihnen erlaubt, Gewalt auch über große Zeiträume hinweg auszuüben. Allerdings sind auch nichtstaatliche Gruppen in der Lage, Gewaltanwendung mit langer Dauer zu organisieren, wie sich an langanhaltenden Bürgerkriegen beobachten lässt.

Einseitige Intergruppengewalt wirft zugleich die Frage auf, was Menschen motiviert, an der Gewalt gegen Mitglieder anderer Gruppen teilzunehmen. Dies gilt erst recht in Fällen extremer Gewalt. Hierbei lassen sich Motivationen danach unterscheiden, ob sie aus der Gruppe selbst, ihrer Struktur oder ihrer Dynamik resultieren, ob sie aus gruppenexternen

gesellschaftlichen Ideologien hervorgehen oder opportunistische Motive dominieren (Williams, 2020). So kann für die Teilnahme an Massengewalt der innere Gruppendruck ebenso eine Rolle spielen wie ideologische Überzeugungen oder individuelle strategische Kalküle. Für extrem gewalthaltige Gesellschaften ist wiederum die Diversität von Motiven der Partizipation und Unterstützung charakteristisch. Solche Gesellschaften mit häufig langen und komplexen Gewaltgeschehen sind deshalb auch dadurch gekennzeichnet, dass viele verschiedene Gruppen Gewalt ausüben und von Gewalt betroffen sind (Gerlach, 2010).

Jenseits der Frage nach der Motivation, Gewalt auszuüben, besteht ein wesentlicher Aspekt direkter Gewalt nicht nur in der Absicht, anderen körperlichen Schaden zuzufügen, sondern darin, dass Menschen diese Absicht relativ voraussetzungslos umsetzen können. Popitz (2017, S. 10-12) hat in diesem Zusammenhang Gewalt als Aktionsmacht beschrieben, durch die sich Menschen mit ihren Zielen und Vorstellungen gegen andere durchzusetzen versuchen. In jedem Fall zielen die unbegrenzten und vielfältig vorstellbaren Formen der Ausübung von direkter Gewalt – von der einfachen Aggression über Folter bis hin zu konfliktbedingten Tötungsakten – auf die Verletzlichkeit des menschlichen Körpers (Popitz, 2017, S. 9-12). Die der Körperlichkeit inhärente Vulnerabilität ist damit eine zentrale Ermöglichungsbedingung von direkter Gewalt (Popitz, 2017, S. 25) und macht diese zugleich zu einem universellen Phänomen (Koloma Beck, 2019, S. 21).

Den körperlichen Aspekt von Gewalthandeln rückt auch Reemtsma (2008, S. 52-53) in den Mittelpunkt. Er unterscheidet dabei drei Formen der direkten Gewalt, die unterschiedliche Verhältnisse zum menschlichen Körper aufweisen. *Lozierende* Gewalt bezeichnet den Einsatz von Gewalt zum Wegschaffen des menschlichen Körpers, der ein Hindernis darstellt und daher entweder von einem Ort entfernt (z.B. Vertreibung) oder an einem bestimmten Ort festgehalten (z.B. die Bildung von Lagern) werden muss. *Raptive* Gewalt hingegen verweist auf das Phänomen des Vergehens (z.B. sexuelle Gewalt) an einem anderen Körper, das die physische Präsenz des anderen Körpers zu einer notwendigen Bedingung dieser Gewaltform macht. Zuletzt bezeichnet *autotelische* Gewalt Ausprägungsformen, die die Zerstörung des Körpers beabsichtigen (z.B. Mord).

Direkte, physische Gewalt beruht somit einerseits auf der Vulnerabilität des menschlichen Körpers und andererseits auf der allgegenwärtigen Handlungsoption der Gewaltausübung. Zugleich erkennt jedoch Popitz (2017, S. 11-12) in seiner Auseinandersetzung mit der anthropologischen Basis von Gewalt als Aktionsmacht, dass auch die ökonomische Verletzlichkeit, in Form der Vorenthaltung von Grundlagen der menschlichen Existenz und somit Exklusion von sozialer Teilhabe, bestimmten Ausprägungen von Gewalt zugrunde liegt – ein Gedanke, der auch für Galtungs Begriff der strukturellen Gewalt eine wichtige Rolle spielt.

Strukturelle, kulturelle und symbolische Gewalt

Während physische Gewalt – ob als individuelle Gewaltaktion oder eingebunden in intra- oder intergruppalen Prozesse – als Handlung direkt beobachtbar ist, zielen andere Konzepte der Gewaltforschung darauf, Gewaltformen zu erfassen, die in gesellschaftlichen Strukturen

oder Diskursen eingelagert ist. So ging es Galtung mit dem Begriff der *strukturellen* Gewalt darum, die Vorstellungen von Gewalt über ihre physische Ausprägungsform hinaus zu erweitern: „Gewalt liegt dann vor, wenn Menschen so beeinflusst werden, dass ihre aktuelle somatische und geistige Verwirklichung geringer ist als ihre potentielle Verwirklichung“ (Galtung, 1975, S. 9). Strukturellen Gewaltformen lassen sich nicht eindeutig Täter*innen und Opfern zuordnen und werden oftmals auch nicht als Gewalt erfahren (Kailitz, 2007, S. 134). Vielmehr entfalten sie ihre Wirkung durch ihren systemischen Charakter, etwa dadurch, dass gesellschaftliche Institutionen zur Aufrechterhaltung gruppenbezogener Diskriminierung und tiefgreifender sozialer Ungleichheit beitragen (Galtung, 1975, S. 12). So lässt sich die verringerte Lebenserwartung von Gruppen, die in relativ wohlhabenden Gesellschaften von Armut betroffen sind, als Ausdruck struktureller Gewalt verstehen, denn eine andere Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums würde Mitgliedern dieser Gruppen ein längeres und besseres Leben ermöglichen. Ein weiteres Beispiel für strukturelle Gewalt sind ungleiche Chancen und Sicherheiten auf dem Wohnungsmarkt, die ihren drastischen Ausdruck in einer systematischen Verdrängung von Wohnungslosen aus dem öffentlichen Raum findet (Linde, 2001). Die konkreten gewaltvollen Erscheinungsformen (Zwangsräumung, Obdachlosigkeit, etc.) können dabei sehr wohl beobachtet werden, während die strukturellen Ursachen dafür (soziale Ungleichheit und das damit einhergehende erhöhte Risiko von Wohnungsverlust) zunächst unsichtbar bleiben.

Angesichts der Ausweitung des Gewaltbegriffs sowie der vielfältigen Ausprägungen struktureller Gewalt wurde dem Begriff viel Kritik entgegengebracht (Daase, 1996): Neben dem Vorwurf, dass der Definition struktureller Gewalt zufolge das Verständnis dessen, was Gewalt ausmacht, nicht mehr eingrenzbar ist und dies zu einer Verwässerung und inflationären Verwendung führen könnte, wird auch die Gefahr der politischen Opportunität eines derart vagen Begriffs, durch den gewaltvolle Protestbewegungen legitimiert werden könnten, kritisiert (Brunner, 2020, S. 154; Schroer, 2000). Daran schließt ebenfalls eine gewisse Skepsis in Bezug auf den analytischen Mehrwert des Begriffs an sowie der Vorwurf, in dem Begriff würde die analytische Trennung zwischen Gewalt und Macht verschwimmen (Braun, 2021).

Obschon die Ausweitung des Gewaltbegriffs jüngeren Versuchen der gewaltsoziologischen Forschung entgegensteht, den sozial-strukturellen Kontext von Gewalt einzubeziehen und dennoch Gewalthandeln und sein gesellschaftliches Umfeld analytisch voneinander zu trennen (Braun, 2021), wird das Konzept nach wie vor verteidigt. Zum einen ermöglicht es, auf die Beschränkungen eines zu eng gefassten Gewaltbegriffs hinzuweisen (Imbusch, 2017). Zum anderen sensibilisiert es die Forschung – aber auch öffentliche Debatten über gesellschaftliche Problemlagen – dafür, dass strukturell bedingte Exklusion und Diskriminierung gegebenenfalls schwerwiegendere Folgen für einzelne gesellschaftliche Gruppen haben können als Akte direkter Gewalt (Schroer, 2000).

Ergänzend zu seiner Konzeption struktureller Gewalt entwickelte Galtung (1990) den Begriff der *kulturellen* Gewalt, die strukturelle sowie direkte Gewalt unter Rückgriff auf kulturelle Deutungsschemata legitimiert. Die drei von ihm unterschiedenen Gewaltformen zu-

einander in Bezug setzend, sieht Galtung (1990, 294) die kulturelle Gewalt daher als den tieferliegenden, transformationsresistenteren Nährboden an, der strukturelle Gewaltsysteme konstituiert und aufrechterhält und schließlich in der sichtbaren personalen Gewalt kulminiert. Dabei beruht sein Kulturverständnis auf sechs Dimensionen, die gewaltlegitimierend wirken können: Religion, Ideologie, Sprache, Kunst, empirische und formale Wissenschaft (Galtung, 2007, S. 341).

Das Konzept der kulturellen Gewalt knüpft an die Frage an, welche Gewaltformen und -handlungen als legitim erscheinen und welche nicht, wo Gewalt gesehen wird und wo nicht (Trotha, 1994). Zugleich erlaubt es, diskursive Praktiken der kulturellen Auf- und Abwertung in den Blick zu nehmen, etwa die direkte Gewalt ermöglichende Unterscheidung zwischen „zivilisierten“ und „rückständigen“ Kulturen. So gehen militärische Interventionen oder der Einsatz paramilitärischer Polizeikräfte oftmals mit stereotypen Vorstellungen unzureichender Gewaltkontrolle bei bestimmten Gruppen oder Gesellschaften einher (Duffield, 2005). Kritisch ist dem Konzept der kulturellen Gewalt die Schwierigkeit entgegengehalten worden, es von struktureller Gewalt analytisch zu unterscheiden (Braun, 2021; Imbusch, 2017). Darüber hinaus wird eine Auseinandersetzung mit kulturwissenschaftlichen Debatten angemahnt, um eine Verfestigung „eurozentrischer und universalistischer“ (Brunner, 2020, S. 152) Kulturvorstellungen zu vermeiden.

Das von Bourdieu skizzierte Konzept der *symbolischen* Gewalt ist dem der kulturellen Gewalt insofern ähnlich, als es ebenfalls Deutungsmuster und gesellschaftliche Klassifikationssysteme in den Blick nimmt. Allerdings zielt es dabei stärker auf alltägliche Formen der Verschleierung gesellschaftlicher Macht (Moebius & Wetterer, 2011). Eine solche Form der Verschleierung kann auch dadurch geschehen, dass zwar die Ausübung direkter Gewalt öffentlich skandalisiert, über indirekte Gewaltformen aber geschwiegen wird, obgleich diese die Lebensbedingungen von Menschen in viel größerem Ausmaß negativ beeinflussen. Auch das öffentliche Beschweigen bestimmter Formen direkter Gewalt – etwa im häuslichen Kontext – gehört zur symbolischen Gewalt. Symbolische Gewalt meint darüber hinaus vor allem, dass Machtunterworfenen die Bewertungs- und Wahrnehmungsmuster der Herrschenden übernehmen und sich „selbst gegenüber den herrschenden Standpunkt“ (Bourdieu, 2005, S. 202) einnehmen und dabei beispielsweise herrschende Rollenzuschreibungen übernehmen, die sie, wie im Fall der von Bourdieu (2005) untersuchten „männlichen Herrschaft“ in eine passive Position drängen. Für symbolische Gewalt sind vor allem gesellschaftliche Institutionen verantwortlich – Bourdieu hat hier wie so oft das Bildungssystem vor Augen – die dominante Deutungsmuster (re)produzieren, gesellschaftliche Hierarchien legitimieren und Herrschaftsverhältnisse naturalisieren. Zugleich bleibt symbolische Gewalt nicht auf gesellschaftliche Diskurse beschränkt, sondern schlägt sich körperlich in individuellen Verhaltensweisen oder Gesten nieder.

Gewalt als Instrument

Mit der begrifflichen Gegenüberstellung von direkter Gewalt auf der einen und struktureller sowie kultureller Gewalt auf der anderen Seite wird die einzelne Gewalthandlung von ihren Ermöglichungsbedingungen auf der gesellschaftlichen Makroebene unterschieden. Phänomenologische Ansätze der Gewaltforschung haben sich dabei ganz auf die direkte Gewalt selbst konzentriert und die inneren Logiken unterschiedlicher Typen von Gewalt nachgezeichnet (Sofsky, 2002). Will man aber Gewalthandlungen aus Makrobedingungen wie etwa den Ausschluss von Gruppen aus Machtpositionen oder aus der Teilhabe gesellschaftlicher Güter, aus relativer Deprivation oder aus diskursiven Abwertungen einzelner Kollektive erklären, dann müssen Makro- und Mikroebene zusammengebracht werden (Gurr, 1994). Versucht haben dies unter anderem instrumentalistische Ansätze, die direkte organisierte Gewalt als Mittel für Kollektive verstehen, um bestimmte Ziele zu erreichen. So hat Kalyvas (2006) mit seinen Analysen zu Bürgerkriegsgewalt gezeigt, dass diese Gewalt in erster Linie dazu dient, territoriale Kontrolle auszuüben, und dort abnimmt, wo Gruppen ebendies gelingt. Solange der Konflikt um die Herrschaft über ein bestimmtes Gebiet unentschieden ist, steigt die Wahrscheinlichkeit unterschiedsloser und dementsprechend massiver Gewalt. Kontextspezifische Makrobedingungen, zu denen auch geografische Umstände, aber eben auch politische Machtverhältnisse gehören können, wirken somit fördernd oder hindernd auf organisierte Gewalt. Darüber hinaus gewann Kalyvas (2006) aus der empirischen Forschung die Einsicht, dass sich Bürgerkriege aus sehr unterschiedlichen Gewalthandlungen und -dynamiken zusammensetzen, die wiederum auch sehr verschiedene Ursachen haben können. So kann Gewalt im Kontext innerstaatlicher Kriege etwa durch die Abwertung anderer Gruppen motiviert sein und als ethnische Gewalt ausgetragen werden. Alternativ kann auch die ökonomische Dimension von Gewalt entscheidend sein, etwa bei der Aneignung von Ressourcen. Sollen also Makrobedingungen mit dem Gewalthandeln analytisch verbunden werden, so gilt es, sich auf konkrete, raumzeitlich eingrenzbare Formen kollektiver Gewalt zu konzentrieren und von dort auf die verursachenden Makrobedingungen zu schließen.

Die anthropologische Forschung von Elwert (1997) zu organisierter Gewalt hebt wiederum hervor, dass es insbesondere fehlende oder dysfunktionale staatliche Institutionen sind, die die Wahrscheinlichkeit fortgesetzter Gewalt erhöhen. Elwert (1997) hat dafür den Begriff des *Gewaltmarktes* geprägt, der deutlich machen soll, dass, wenn die staatlichen Rahmenbedingungen für reguläre wirtschaftliche Aktivitäten nicht vorhanden sind, Gewalt zum einen zum Mittel der Aneignung von Gütern und zum anderen Gewalt auch selbst ökonomisches Gut wird. Die Fähigkeit, Gewalt ökonomisch erfolgreich einzusetzen, kann selbst wiederum – etwa über die Anheuerung von Söldnern – erworben werden. Makrobedingungen wie das Fehlen staatlicher Regulierung übersetzen sich hier in Gelegenheiten, Gewalt zum ökonomischen Vorteil einzusetzen.

Gewalt als Situation

Instrumentalistische Ansätze betonen in ihrem Versuch, Makro- und Mikroebene zu verbinden, den rationalen Charakter von Gewaltakteuren, die unter gegebenen Bedingungen versuchen, den für sie optimalen Nutzen zu erzielen und Gewalt entsprechend strategisch einzusetzen. Zu kurz kommt dabei die emotionale Dimension eines Gewaltgeschehens. Genau diese hat Collins (2008) zum Ausgangspunkt seiner mikrosoziologischen Gewalttheorie gewählt, die erklären soll, warum Gewalt in bestimmten Situationen entsteht (Hoebel & Knöbl, 2019, S. 80-100). Ausgangspunkt dafür ist Collins' Befund, dass individuelle Akteure in Konfrontationssituationen normalerweise dazu neigen, keine Gewalt anzuwenden, obschon, wie Popitz (2017) argumentiert, sie ihnen anthropologisch stets als Option zur Verfügung steht. Das hat nicht zuletzt mit Emotionen wie Furcht vor Gewalt und mit der Fähigkeit von Individuen zu tun, Anspannungen und negative emotionale Energie zu managen, etwa indem man antizipierten Konfrontationen ausweicht. Collins erklärt die Entstehung von Gewalt aber nicht aus individuellen Dispositionen – etwa einer erhöhten Aggressionsneigung und einer fehlenden Gewaltkontrolle – heraus, sondern aus sozialen Situationen, in denen das Zusammenspiel verschiedener Faktoren letztlich dazu führt, dass Gewalt aller Unwahrscheinlichkeit zum Trotz stattfindet. Mit dem Begriff der *Situation* will Collins darauf aufmerksam machen, dass Gewalt in sozialen Interaktionen an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit stattfindet. Gewaltsituationen sind durch eine antagonistische face-to-face Interaktion gekennzeichnet, in deren Verlauf die Schwelle, Gewalt auszuüben, sinkt. Das hängt vor allem damit zusammen, dass Individuen ihre Furcht vor Gewalt ablegen und eine Situation emotional zu dominieren beginnen. Dies kann auf verschiedenen Wegen geschehen (Collins, 2009): (a) dadurch, dass Akteure – etwa in größeren Gruppen – Schwächere angreifen; (b) dadurch, dass Gewalt vor einem Publikum orchestriert und damit auch an einen nicht direkt involvierten Dritten gerichtet ist (Collins nennt hier die organisierte Rache als Beispiel); (c) dadurch, dass Gewalt – beispielsweise durch eine entsprechende Waffentechnologie – auf Distanz und ohne direktes Ansehen der Person ausübt wird; (d) dadurch, dass die Situation gar nicht als konfrontativ, sondern als normal erscheint, wie es bei gezielten Tötungen der Fall ist, die plötzlich und ohne vorausliegenden Konflikt ausgeführt werden; und schließlich (e) durch das Erlernen von Techniken wie die der Selbstkontrolle, die es Angreifenden ermöglicht, den Widerstand gegen Gewaltausübungen zu überwinden. Gemeinsam ist all diesen Wegen, dass sie die emotionale Qualität zwischen den Interaktionsteilnehmenden so verändern, dass sich die Angreifenden in einer überlegenden Position sehen (Collins, 2008, S. 42). Dies entsteht oftmals durch eine oder aus einer Interaktionsdynamik heraus.

Collins (2008, 2009) konzentriert sich auch aus methodologischen Gründen auf direkte Gewalt in der Mikrokonstellation sozialer Situationen. Aus seiner Sicht setzt sich jede Makrogewalt, also ein über längere Zeiträume hinweg organisiertes und fortgesetztes Gewaltgeschehen, aus Mikroereignissen zusammen. Folglich muss sich auch jede Makrobedingung letztlich in der konkreten Gewaltsituation wiederfinden, um als Verursachung von Gewalt gelten zu können. Ansonsten trägt sie nicht zur Erklärung bei, warum Gewalt zu einem bestimmten Zeitpunkt ausgeübt wurde – und gegebenenfalls zu anderen Zeitpunkten unter

ähnlichen Makrobedingungen nicht. Eine solche Forschungsstrategie kann auch zu neuen Einsichten führen, die Annahmen beispielsweise zum Zusammenhang von Deprivation und gewaltsamen Ausschreitungen korrigiert. So zeigt Tiratelli (2018) am Fall der London Riots in 2011, dass diese weder von einem Gefühl der Benachteiligung noch von kriminellem Opportunismus, sondern eher von einem Wunsch der Wiederaneignung des eigenen Lebensumfeldes geprägt waren. Dabei wird auch deutlich, dass der Ort, an dem Gewalt ausgeübt wird, eine hohe Signifikanz für Gewaltakteure besitzen kann — in diesem Fall etwa deshalb, weil die Entwicklung des eigenen Stadtteils als gewaltsame Zerstörung der eigenen sozialen Umwelt erfahren wurde.

Andere an Collins anschließende Arbeiten haben wiederum gezeigt, dass sich Gewaltsituationen nicht durch emotionale Dynamiken herausbilden. Vielmehr sind – wie Malthaner (2019) am Beispiel von Straßenkrawallen nachzeichnet – solche Gewaltsituationen sowohl durch kollektiv geteilte Gefühlslagen als auch durch damit zusammenhängende Situationsdeutungen der Beteiligten und einer rationalen Einschätzung der Möglichkeit charakterisiert, die eigenen Ziele durch Gewalt erreichen zu können. Gewaltsituationen ist demzufolge eine Dynamik eigen, die sich nicht leicht prognostizieren lässt, weil Akteure Situationen jeweils neu deuten und ihre Handlungsstrategien anpassen.

Gewalt als soziales System und als Prozess

Während Collins Gewalterklärungen vollständig auf der Mikroebene verortet, sind auch Vorschläge formuliert worden, die Gegenüberstellung von Makro und Mikro aufzugeben. Eine solche Möglichkeit besteht darin, Gewalt als fortgesetztes Kommunikationsgeschehen zu verstehen, das soziale Asymmetrien (re)produziert. So formuliert Koloma Beck (2011) „[v]iolence can therefore be described as a social technique that uses the body to mark and/or (re)produce an asymmetric constellation in which the inferior position is associated with the experience of suffering, while the superior position is associated with the experience of inflicting suffering“ (S. 349).

Gewalt erscheint dann gleichsam als Endstufe einer kommunikativen Eskalationsdynamik: An deren Anfang – steht idealtypisch eine sachbezogene Auseinandersetzung, die sich im Verlauf immer weiter verfestigt und in einen Antagonismus übergeht, der auch die Identitäten der Konfliktparteien einbezieht. Am Ende dieser Abwärtsspirale steht der für Machtkonflikte typische unbedingte Wille, das Gegenüber zu verletzen und zu vernichten (Messmer, 2003, S. 266-271). Der Wandel von gewaltlosen Sach- zu gewalthaltigen Machtkonflikten vollzieht sich allerdings nicht zwangsläufig. Vielmehr lässt sich Gewalt als eine „Folge des Misslingens vorheriger Durchsetzungsstrategien und sukzessive darauf bezugnehmender Reaktionen“ (Messmer, 2003, S. 267) verstehen. Das unbedingte Beharren auf der eigenen Position und der Behauptung gegen andere bereitet demzufolge den Nährboden für die Ausübung physischer Gewalt. Systemtheoretische Ansätze erlauben es darüber hinaus, diesen Mechanismus der Gewaltkommunikation in unterschiedlichen Typen sozialer Systeme aufzuspüren (Baecker, 1996; Bonacker, 2002). Gewalt kann – darauf richtet auch Collins (2008,

2009) in seiner Gewalttheorie das Hauptaugenmerk – in unmittelbaren Interaktionen zwischen physisch Anwesenden stattfinden. Sie kann aber auch von Organisationen und ihren Mitgliedern ausgehen. So hat Kühl (2014) am Beispiel des Holocaust vor Augen geführt, dass Organisationen über Mechanismen des Konsistenzdrucks und der Verantwortungsdifferenzierung sowie unterschiedlicher Arten der Rolleninterpretation die Bereitschaft ihrer Mitglieder zur Ausübung von Gewalt steigern können. Schließlich kann Gewalt aber auch der Rationalität gesellschaftlicher Subsysteme folgen, wenn etwa politisch über Militäreinsätze entschieden wird oder Polizei Gewalt auf der Grundlage von Rechtsnormen ausübt. All diesen Systemtypen liegen unterschiedliche Funktionsweisen zugrunde, deren Analyse helfen kann, die Entstehung von Gewalt nachzuvollziehen.

Gewalt lässt sich aber nicht nur in Bezug auf ihren systemischen Typus und den damit verbundenen Logiken der Gewaltausübung, sondern auch als Prozess aufeinander folgender Handlungen analysieren (Mayer, 2019). Eine solche prozessoziologische Betrachtung stellt die Kernfrage der Gewaltforschung in den Mittelpunkt und will erklären, warum es zu einer bestimmten Gewalttat gekommen ist. Prozessuales Erklären geht davon aus, dass Gewalt handeln nicht spontan entsteht, aber auch nicht einfach auf externe Ursachen wie die relative Deprivation von Gruppen zurückgeführt werden kann. Vielmehr sollen Gewalthandlungen aus der Sequenzialität eines Geschehens heraus erklärt werden, also durch vorhergehende Handlungen, die letztlich einen Gewaltakt verursacht haben. Erste Ansätze dafür finden sich in der historisch-soziologischen Forschung zu Revolutionen und dann zu sozialen Bewegungen, in der deutlich gemacht wurde, dass kollektive Gewalt auf einem Zusammenspiel politischer Gelegenheitsstrukturen und Akten kollektiver Mobilisierung beruht. Daraus entstehende Gewalt kann wiederum die Handlungsbedingungen so verändern, dass weitere Gewalthandlungen wahrscheinlicher werden (Hartmann, 2017).

Hoebel (2019) hat am Beispiel des Anschlags auf die Redaktion von Charlie Hebdo gezeigt, wie bestimmte Handlungsmuster, beispielsweise mit Polizeikräften, aber auch Deutungs- und Bewertungsschemata der Angreifenden – etwa sich selbst als Handelnde zu verstehen, die im Namen anderer agieren – Voraussetzungen für die Gewalttat gebildet haben. Wer Gewalt erklären will, muss dieser Perspektive zufolge zeitlich vorausliegende Ursachen in den Blick nehmen. Dazu gehört nachzuvollziehen, wie Ereignisse miteinander verkettet sind – etwa Akte ideologischer Propaganda mit der Mobilisierung von Personen und der Ausübung von Gewalt – und wie sich Akteure in Situationen verstricken, in denen sie gegebenenfalls sogar gegen ihre Überzeugungen Gewalt ausüben (Hoebel, 2019).

Gewalt als Prozess zu verstehen bedeutet allerdings nicht zwangsläufig, Gewalthandlungen für ein empirisch evidentes Phänomen zu halten. Vielmehr kann ein Gewaltgeschehen sehr unterschiedlich erlebt werden. Koloma Beck (2011) hat dafür drei Modi der Gewalterfahrung unterschieden: den Modus der gewaltausführenden Person, den des Zieles einer Gewalthandlung und den des Beobachtens. Gewalthandlungen schaffen zunächst eine Asymmetrie zwischen ausführendem Akteur und demjenigen, gegen den die Gewalt gerichtet ist. Zugleich können aber der weitere Verlauf von Gewalthandlungen wie auch schon die Entstehung von Gewalt davon abhängen, wie sie beobachtet wird, ob etwa Dritte Unterstützung,

Tolerierung oder die Ablehnung von Gewalt signalisieren. Gewalthandlungen dienen oftmals auch dazu, Dritte zu involvieren, indem sie beispielsweise die Existenz politischer Positionen sichtbar machen oder Gruppen radikalisiert wollen. So senden Terroranschläge politische Botschaften – an die eigene Gruppe und die politische Öffentlichkeit. Versteht man Gewalt als eine Situation, die sich durch dieses Dreieck von Gewalt Ausführenden, Gewalt Erleidenden und Gewalt Beobachtenden konstituiert, dann wird deutlich, dass Gewaltdynamiken auch daraus resultieren können, dass die verschiedenen Positionen im Zuge eines Gewaltgeschehens wechseln. Aus Beobachtenden, aber auch aus denjenigen, auf die die Gewalt zielt, können – mitunter sogar sehr schnell – Täter*innen werden und umgekehrt.

Wie situationistische, so eröffnen auch prozessanalytische Perspektiven auf Gewalt eine Alternative zur dichotomen Gegenüberstellung von Makro- und Mikroanalysen. Statt Mikroereignissen wie konkreten Gewaltakten Makrostrukturen, beispielsweise strukturelle Diskriminierung, zuzurechnen, soll empirisch rekonstruiert werden, wie Makrophänomene zu Voraussetzungen für Gewalt ausübende Akteure werden. Ein Beispiel dafür sind generalisierte, also über einzelne soziale Situationen hinausgehende Erwartungen und Einstellungen von Akteuren, die etwa durch die Mitgliedschaft in Organisationen wie politische Vereinigungen, Streitkräfte oder Bürgerkriegsparteien geprägt sein können. So kann das eigene Rollenverständnis als Mitglied einer Organisation, die einen radikalen politischen Wandel zum Ziel hat, gepaart mit einer situationsspezifischen Gelegenheit – etwa dem Zugang zu Waffen – und einer organisationstypischen Abwertung bestimmter Gruppen – beispielsweise politischer Gegner – letztlich in eine direkte Gewalttat münden.

Fazit

Konzepte wie das der strukturellen, der kulturellen und der symbolischen Gewalt beinhalten gesellschaftliche Makrobedingungen, die Gewalt legitimieren oder unsichtbar machen. Inwiefern diese nicht direkt beobachtbare Gewalt jedoch wiederum ursächlich für physische Gewalt ist, lässt sich nur klären, wenn Makrobedingungen mit konkreten Gewalthandlungen in Verbindung gebracht werden.

Vor allem instrumentalistische Ansätze, die Gewalt als Mittel zur Erreichung kollektiver Ziele betrachten, haben dies versucht, indem sie die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen – etwa die Schwäche gewaltregulierender Institutionen – in die empirische Analyse organisierter Gewalt einbezogen haben. Eine Alternative dazu bieten prozessanalytische Ansätze, die den Verursachungsketten nachgehen, die letztlich in Gewalt münden. Situationsanalytische Ansätze lösen den Makro-Mikro-Gegensatz tendenziell auf, indem sie sich auf das Interaktionsgeschehen konzentrieren und Makroaspekte in diesem Interaktionsgeschehen selbst enthalten sein müssen, um ihnen soziale Wirksamkeit zuzugestehen.

Aus friedenspsychologischer Sicht stellt sich abschließend die Frage, welche Möglichkeiten der Gewaltunterbrechung und der -prävention die verschiedenen Konzepte nahelegen. Hierfür lässt sich zunächst noch einmal am Zusammenhang von Konflikt und Gewalt an-

setzen. Konflikte müssen nicht zwangsläufig in Gewalt eskalieren. Vielmehr sorgen funktionierende gesellschaftliche Institutionen dafür, dass Konflikte konstruktiv und gewaltfrei ausgetragen werden (Koehler, 2015). Institutionen stellen Spielregeln dafür bereit, auf welche Weise Parteien ihre Konflikte austragen, und bieten Lösungen dafür an, Konflikte im Zweifelsfall zu entscheiden oder so zu prozessualisieren, dass sie ihre Schärfe verlieren. Dadurch können Konfliktparteien Niederlagen akzeptieren, weil sie nicht endgültig oder gleichbedeutend mit dem vollständigen Verlust des Zugangs zu gesellschaftlichen Gütern sind. Gesellschaftliche Makrobedingungen dafür sind – wie Dahrendorf (1969) gezeigt hat – soziale Mobilität und verfassungsmäßig garantierter und gelebter demokratischer Pluralismus. Das Konzept der kulturellen Gewalt, aber auch die Forschung zu Intergruppengewalt legen nahe, hier auch gesellschaftliche Diskurse in den Blick zu nehmen und beispielsweise öffentlichen Abwertungen von Gruppen entgegenzutreten und generell Deutungsmuster zu problematisieren, die eine Gewaltaffinität aufweisen. Dazu gehören auch Formen sprachlicher Gewalt, etwa im Zusammenhang von Hassreden.

Aus situationsanalytischer Perspektive gilt es hingegen, die Hemmschwellen der Gewaltanwendung möglichst hochzuhalten, also keine Situationen entstehen zu lassen, in denen Akteure emotional dominieren und Wege finden, den Affekt der Gewaltvermeidung zu umgehen. Dazu gehört sicherlich nicht zuletzt, diesen Affekt im Rahmen von sozialem Lernen zu stärken und Gewalt deutlich zu sanktionieren. Prozesssoziologisch wiederum scheint es geboten, an bestimmten Punkten eines eskalierenden Konfliktgeschehens mit unterschiedlichen Methoden zu intervenieren, um den Wechsel von Sach- zu Machtkonflikten und die damit verbundene Zunahme der Wahrscheinlichkeit von Gewalt zu unterbinden oder rückgängig zu machen.

Derartige Interventionen können dabei unterschiedliche Ausprägungsformen annehmen, von einer facilitativen, beratenden, vermittelnden oder direktiven Involvierung Dritter bis hin zu einer dissoziativen oder assoziativen Interventionsstrategie (Meyer, 2011, S. 59-60, S. 214-217). Eine Konfliktbearbeitungsmethode, die verschiedenste Anwendungsfelder und somit auch unterschiedliche Ausprägungsformen umfasst, ist die Mediation. Ein von Mediator*innen angeleiteter strukturierter Austauschprozess soll Konfliktparteien ermöglichen, ihren Konflikt konstruktiv zu bearbeiten, eine möglichst beidseitig gewinnbringende Lösung zu finden und dabei gegebenenfalls sogar ihre Beziehungsebene zu retablieren. Mediative Verfahren – ebenso wie weitere Formen der Zivilen Konfliktbearbeitung – umfassen daher das Potenzial, eine konstruktive Kultur der Konfliktaustragung zu fördern, welche, im Gegensatz zu einer „Gewaltkultur“ (Meyer, 2011, S. 42, Hervorhebung i.O.), präventiv gewaltvermeidend, bzw. gewaltmindernd wirkt. Neben diesen Formen der Gewaltprävention lassen sich weitere politische Aktionsformen identifizieren, die sich der Transformation gewaltfördernder sozio-politischer Verhältnisse und damit dem dezidierten Ziel der Gewaltfreiheit verschreiben (Müller & Schweitzer, 2011, S. 106-109). Die Möglichkeiten, gewaltvolle Austragungsformen sozialer Konflikte zu verhindern bzw. umzukehren, sind demnach vielfältig und können zugleich eine langfristige und strukturell verankerte gewaltpräventive Wirkung entfalten.

Literaturverzeichnis

- Arendt, H. & Mommsen, H. (2017). *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen* (14. Aufl.). München: Piper.
- Baecker, D. (1996). Gewalt im System. *Soziale Welt*, 47(1), 92-109.
- Bauman, Z. (1989). *Modernity and the Holocaust*. Cambridge, England: Polity Press.
- Bauman, Z. (1995). *Moderne und Ambivalenz*. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Bonacker, T. (2002). Zuschreibungen der Gewalt. Zur Sinnförmigkeit interaktiver, organisierter und gesellschaftlicher Gewalt. *Soziale Welt*, 53(1), 31-48.
- Bonacker, T. & Imbusch, P. (2010). Zentrale Begriffe der Friedens- und Konfliktforschung: Konflikt, Gewalt, Krieg, Frieden. In P. Imbusch & R. Zoll (Hrsg.), *Friedens- und Konfliktforschung. Eine Einführung* (5. Aufl., S. 67.142). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90219-7_2
- Bourdieu, P. (2005). *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Braun, A. (2021). Strukturelle Gewalt – ein analytisch überschätzter Begriff. *Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung*, 10, 5-35. <https://doi.org/10.1007/s42597-02100057-1>
- Brunner, C. (2020). *Epistemische Gewalt. Wissen und Herrschaft in der kolonialen Moderne*. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.14361/9783839451311-001>
- Collins, R. (2008). *Violence: A micro-sociological theory*. Princeton, NJ: Princeton University Press. <https://doi.org/10.1515/9781400831753>
- Collins, R. (2009). Micro and macro causes of violence. *International Journal of Conflict and Violence*, 3(1), 9-22. <https://doi.org/10.4119/ijcv-2790>
- Daase, C. (1996). Vom Ruinieren der Begriffe. Zur Kritik der Kritischen Friedensforschung. In B. Meyer (Hrsg.), *Eine Welt oder Chaos? Friedensanalysen* (S. 455-490). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dahrendorf, R. (1969). Zu einer Theorie des sozialen Konflikts. In W. Zapf (Hrsg.), *Theorien des sozialen Wandels* (S. 108-123). Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Duffield, M. (2005). Getting savages to fight barbarians: Development, security and the colonial present. *Conflict, Security & Development*, 5(2), 141-59. <https://doi.org/10.1080/14678800500170068>
- Elwert, G. (1997). Gewaltmärkte. Beobachtungen zur Zweckrationalität der Gewalt. In T. von Trotha (Hrsg.), *Soziologie der Gewalt* (S. 86-101). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Galtung, J. (1975). *Strukturelle Gewalt*. Hamburg: Rowohlt.
- Galtung, J. (1990). Cultural violence. *Journal of Peace Research*, 27(3), 291-305. <https://doi.org/10.1177%2F0022343390027003005>
- Galtung, J. (2007). *Frieden mit friedlichen Mitteln. Friede und Konflikt, Entwicklung und Kultur* (2. Aufl.). Münster: Agenda.
- Gerlach, C. (2010). Extremely violent societies: Mass violence in the twentieth-century world. Cambridge, England: Cambridge University Press.
- Goltermann, S. (2020). Gewaltwahrnehmung. Für eine andere Geschichte der Gewalt im 20. Jahrhundert. *Mittelweg 36. Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung*, 29(2), 23-46.

- Gurr, T. R. (1994). *Why men rebel*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Hartmann, E. (2017). Violence: Constructing an emerging field of sociology. *International Journal of Conflict and Violence*, 11, 1-9.
- Hoebel, T. (2019). Verkettungen und Verstrickungen. Skizze einer prozessualen Erklärung fortgesetzter Gewalt. *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 8(1), 50-62.
- Hoebel, T. & Knöbl, W. (2019). *Gewalt erklären! Plädoyer für eine entdeckende Prozesssoziologie*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Imbusch, P. (2005). *Moderne und Gewalt: Zivilisationstheoretische Perspektiven auf das 20. Jahrhundert*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. Verfügbar unter: <https://www.springer.com/de/book/9783810037534>
- Imbusch, P. (2017). Strukturelle Gewalt. Plädoyer für einen unterschätzten Begriff. *Mittelweg 36. Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung*, 26, 28-51.
- Joas, H. (1994). Der Traum von der gewaltfreien Moderne, Sinn und Form. *Beiträge zur Literatur*, 46(2), 309-318.
- Kailitz, S. (2007). Johan Galtung, Strukturelle Gewalt. Beiträge zur Friedens-und Konfliktforschung, Reinbek bei Hamburg 1975. In S. Kailitz (Hrsg.), *Schlüsselwerke der Politikwissenschaft* (S. 133-136). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90400-9_36
- Kalyvas, S. N. (2006). *The logic of violence in civil war*. Cambridge, England: Cambridge University Press. <https://doi.org/10.1017/CBO9780511818462>
- Kiernan, B. (2009). *Erde und Blut: Völkermord und Vernichtung von der Antike bis heute*. München: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Koehler, J. (2015). Institution-centred conflict research – A methodological approach and its application in East Afghanistan. In M. Sökefeld (Hrsg.), *Spaces of Conflict* (S. 86-113). Bielefeld: transcript.
- Kühl, S. (2014). *Ganz normale Organisationen. Zur Soziologie des Holocaust* (1. Aufl.). Berlin: Suhrkamp.
- Koloma Beck, T. (2011). The eye of the beholder: Violence as a Social Process. *International Journal of Conflict and Violence*, 5(2), 345-356. <https://doi.org/10.4119/ijcv-2877>
- Koloma Beck, T. (2019). Welterzeugung. Gewaltsoziologie als kritische Gesellschaftstheorie. *Zeitschrift für Theoretische Soziologie*, 1/2019, 12-23. DOI: 10.3262/ZTS1901012
- Levine, J. M. & Hogg, M. A. (2010). Intergroup violence. In J. M. Levine & M. A. Hogg (Hrsg.), *Encyclopedia of group processes & intergroup relations* (S. 479-482), Thousand Oaks, CA: SAGE Publications.
- Linde, C. (2001). *Strukturelle Gewalt gegen Obdachlose*. Verfügbar unter: <http://www.wohnungslos-in-berlin.de/texte/bmg285.htm>
- Mayer, L. (2019). *Konfliktdynamiken – Kriegsdynamiken. Zur Konstitution und Eskalation innergesellschaftlicher Konflikte* (1. Aufl.). Bielefeld: transcript.
- Malthaner, S. (2019). Riot im Schanzenviertel. Gewaltsituationen, Gelegenheitsfenster und die „Hermeneutik der Straße“. *Mittelweg 36. Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung*, 28(1-2), 151-176.

- Messmer, H. (2003). *Der soziale Konflikt. Kommunikative Emergenz und systemische Reproduktion*. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Meyer, B. (2011). *Konfliktregelung und Friedensstrategien. Eine Einführung* (1. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-53192789-3>
- Moebius, S. & Wetterer, A. (2011). Symbolische Gewalt. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 36, 1-10. <https://doi.org/10.1007/s11614-011-0006-2>
- Müller, B. & Schweitzer, C. (2011). Gewaltfreiheit als Dritter Weg zwischen Konfliktvermeidung und gewaltsamer Konfliktaustragung? In B. Meyer (Hrsg.), *Konfliktregelung und Friedensstrategien. Eine Einführung* (1. Aufl., S. 101-124). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-53192789-3_3
- Nedelmann, B. (1997). Gewaltsoziologie am Scheideweg. Die Auseinandersetzungen in der gegenwärtigen und Wege der künftigen Gewaltforschung. In T. von Trotha (Hrsg.), *Soziologie der Gewalt* (S. 59-85). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Popitz, H. (2017). *Phenomena of power. Authority, domination, and violence*. New York, NY: Columbia University Press. <https://doi.org/10.7312/pop17594>
- Reemtsma, J. P. (2008). *Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne* (1. Aufl.). Hamburg: Hamburger Edition.
- Reemtsma, J. P. (2010). Gewalt und Vertrauen. *Psychotherapeut*, 55(2), 89-97. <https://doi.org/10.1007/s00278-010-0728-9>
- Reemtsma, J. P. (2019). Gewalt als attraktive Lebensform betrachtet. In F. Jobard & D. Schönpflug (Hrsg.), *Politische Gewalt im urbanen Raum* (S. 59-72). Berlin: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110658354-004>
- Schroer, M. (2000). Gewalt ohne Gesicht. Zur Notwendigkeit einer umfassenden Gewaltanalyse, *Leviathan*, 28(4), 434-451. <https://doi.org/10.1007/s11578-0000027-x>
- Sofsky, W. (1993). *Die Ordnung des Terrors: Das Konzentrationslager* (4. Aufl.). Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Sofsky, W. (2002). *Zeiten des Schreckens. Amok, Terror, Krieg*. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Staub, E. (1992). *The roots of evil. The origins of genocide and other group violence*. Cambridge, England: Cambridge University Press.
- Tilly, C. (1978). *From mobilization to revolution* (1. Aufl.). New York, NY: McGraw-Hill.
- Tiratelli, M. (2018). Reclaiming the everyday. The situational dynamics of the 2011 London riot. *Social Movement Studies*, 17(1), 64-84. <https://doi.org/10.1080/14742837.2017.1348942>
- Trotha, T. von (1994). *Koloniale Herrschaft. Zur soziologischen Theorie der Staatsentstehung am Beispiel des „Schutzgebietes Togo“*. Tübingen: Mohr.
- Williams, T. (2020). *The complexity of evil: Perpetration and genocide*. New Brunswick, NJ: Rutgers University Press. <https://doi.org/10.36019/9781978814332>



Dr. Thorsten Bonacker, geboren 1970, Professor für Friedens- und Konfliktforschung am Zentrum für Konfliktforschung der Philipps-Universität Marburg, studierte 1990-1996 in Marburg und wurde 1999 an der Carl-von-Ossietzky-Universität promoviert. Er forscht und publiziert vor allem zu Gewalt- und Frieden in der Weltgesellschaft und dabei insbesondere zu Staatsbildungsprozessen in Nachkriegs- und postkolonialen Gesellschaften, zum gesellschaftlichen Umgang mit Gewaltvergangenheiten sowie zu sexuelle und reproduktiven Rechten als globales Konfliktfeld.



Miriam Tekath, geboren 1991, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin und Promovendin am Zentrum für Konfliktforschung der Philipps-Universität Marburg. Zuvor studierte sie an den Universitäten Bremen, Montreal, Osnabrück und Marburg. Ihre wissenschaftliche Arbeit bewegt sich an der Schnittstelle zwischen einem politikwissenschaftlichen Forschungsinteresse und mikrosoziologischen Forschungsansätzen, um soziale Konflikte und deren Bearbeitung in politisch polarisierten Gesellschaften zu verstehen.